

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von in der Regel zwei Bogen in Umschlag. — Inserate werden die gespaltene Petitzeile mit 1 Rgr. berechnet.

Preis des ganzen Jahrgangs von 52 Nummern 8 Thlr. Abonnement nehmen alle Postämter, Kunst- und Buchhandlungen an.

DR E N D = Z E I T U N G.

Achtunddreißigster Jahrgang.

Neue Folge: Vierter Jahrgang.


No. 22.

Donnerstag, den 23. November.

1854.

A h n u n g e n.

Novelle
von
Karl Albert.

 Seit mehreren Wochen ging es auf dem Schlosse Herrenburg lebhafter zu, als gewöhnlich. Alljährlich in der schönen Jahreszeit bis tief in den Sommer hinein vereinigte die edle Gastfreihait des Besitzers des Schlosses, des Herrn von Löwenstein, der ein Freund und Verehrer der schönen Künste war, eine Anzahl von Künstlern aller Art auf seinem Landsitz, die hier in unbeschränkter Freiheit ihre Tage theils in besondern Beschäftigungen und künstlerischen Arbeiten, theils in gemeinschaftlichen heitern Vergnügungen hinbrachten. Dies Leben war für den Wirth ebenso lehrreich und unterhaltend, als genussreich und anregend für die Gäste. Die Gesellschaft war um so eher geneigt, Jedem nach seiner Art gewähren zu lassen, als sie aus den verschiedensten Elementen zusammen gesetzt war und das Recht der Eigenthümlichkeit, das der Eine für sich in Anspruch nahm, ebenso sehr bei den Andern anerkennen mußte. Bedenkt man hierzu noch dies, daß die Mitglieder der Gesellschaft Künstler waren, d. h. Personen, die, nicht in einer bestimmten Thätigkeit des Lebens befangen, vielmehr das ganze Leben zur Werkstatt ihrer Thätigkeit machen und darauf hingewiesen sind, mit dem ganzen Leben im Zusammenhang zu bleiben, deswegen aber auch über die jedem besondern Stande,

jeder besondern Thätigkeit des Lebens eigenthümlichen Formen und Rücksichten hinweggehoben sind oder sich hinwegheben, so wird man begreifen, daß der Ton in der Gesellschaft ein beneidenswerth schöner und freier sein mußte.

Unter den Gästen, die sich diesmal auf dem Schlosse des Barons von Löwenstein eingefunden, befand sich auch Arthur Wollheim, ein junger Schriftsteller, der sich bereits durch die Herausgabe eines Bandes trefflicher lyrischer Gedichte einen nicht unbedeutenden Namen erworben hatte. Er war noch in dem glücklichen Alter, wo noch nichts das ruhige Träumen des jungen poetisch gestimmten Gemüthes stört, wo das wirkliche Leben noch nicht als schneidender Gegensatz an das Reich der Phantasie herangetreten ist. Das Erwachen aus diesem Zustand des glücklichen Träumens, wo uns die Welt in den lichtesten und rosigsten Farben erscheint, zu dem des Innewerdens, daß dieser Zustand nicht dauernd sei, daß die Welt uns einmal in anderen Farben erscheine, ist kein plötzliches, schnelles, unerwartet kommendes, sondern ein allmählig vor sich gehendes. Wie die Bilder in jenem Farbenspiel, wo die Farben leise und allmählich verschwinden und in andere Farben übergehen, bis plötzlich ein ganz anderes Bild vor unseren Augen steht, ebenso leise und unvermerkt ist dieser Wechsel. Die Farben, womit die jugendliche Phantasie die Welt überkleidet, werden allmählig blasser, grauer; will es auch bisweilen scheinen, als werde die Welt vor unsern Augen eine andere, wir glauben nicht daran, bis endlich in

elnem entscheidenden Augenblick es uns wie Schuppen von den Augen fällt und wir die Welt in ihrer nackten Wirklichkeit, entkleidet alles poetischen Hauches und Duftes, vor uns stehen sehen. Wie schmerzlich dieser Wechsel auch anfangs sei, so entscheidet sich gerade in ihm die Zukunft des Menschen. Schwache Naturen ergeben sich müßigen Klagen und trauern, die Hände im Schoß, über die Vergänglichkeit alles Irdischen, andere, die schnell verzagen, verlieren sich in des Lebens Gemeinheit und in grobe Sinnlichkeit, starke Naturen raffen sich auf, und wissend, daß, in welcher Gestalt auch immer uns die Welt erscheinen mag, dies immer nur ein Reflex unseres Innern ist, daß die Welt immer nur die Farben trägt, die wir selbst ihr verleihen, schaffen sich ein neues selbstständiges Leben im Geiste, einen idealen Standpunkt, von dem aus sie die Welt anschauen und beherrschen. Wir werden bald sehen, wie bei Arthur dieser Wechsel wirkte.

Der Baron von Löwenstein hatte eine einzige Tochter, Leontine. In ihrer Erziehung fast sich allein überlassen, hatte sie sich alle die Ursprünglichkeit und Frische bewahrt, die Kindern von lebhaftem Temperament eigen sind. Es lag nicht in der Absicht ihres Vaters, diese schöne, jugendliche Frische, dieses reizende Naturell zu verwischen und zu vernichten durch eine Anhäufung von Kenntnissen aller Art, die den Geist nur belasten, anstatt ihn zu erheben. Was ihr jedoch so an Mannichfaltigkeit der Kenntnisse abging, das ersetzte sie durch Tiefe des Gemüths. Sie hatte jenen poetischen Gang, sich in Alles, was ihr begegnete, hineinzuleben, mit Allem, was um sie her vorging, und was ihre Aufmerksamkeit erregte, mitzufühlen, selbst das Leblose mit ihrem Gedanken zu beleben und selbst dem Kleinsten und Unbedeutendsten etwas Wunderbares und Geheimnisvolles abzulauschen. So konnte sie nie nach der Stadt mit ihren Zerstreungen Verlangen tragen, so konnte sie nie über mangelnde geistige Beschäftigung klagen.

An einem schönen Frühlingmorgen war Arthur, wie er gewöhnlich zu thun pflegte, hinausgegangen in den Wald, um die frische Morgenluft zu trinken. Wie er hinaustrat, frisch angeregt von dem frischen Morgenwind und auf dem schwellenden Moose des Waldes sich erging, wie er hörte, wie die hundert-

jährigen Eichen rauschten und klangen, wie die Birken fröhlich hin- und herschwankten, wie die Vögel wetteifernd in den wehenden Morgenwind hinaus-sangen, daß der ganze Wald wiederhallte, wenn er sah, wie der sonnig klare, durchsichtig blaue Himmel rein und fröhlich und wolkenlos herniederblickte, da ging auch ihm das Herz auf, laut jubelte er in den Morgen hinein. Plötzlich, wie er um eine Waldecke biegt, von wo aus man eine Aussicht in ein weit sich hindehnendes, grünes, mit einzelnen Häusern mit rothen Dächern, Bäumen und Heerden bedecktes Thal hatte, steht er Leontinen vor sich stehen mit einem Buch in der Hand, in dem sie eben gelesen zu haben schien. Frisch und lustig wie der Morgen, schlank wie die Birke des Waldes, mit Augen so hell und frisch, als hätten sie sich in dem frischesten Frühlingsthal gebadet, angethan mit hellen, lustigen Gewändern, die leise im Morgenwind flatterten, so stand sie da, hell und blendend unter den hochgewölbten, dunklen Baumgruppen, wie eine Fee des Waldes, wie ein lustiges, waldgebornes Wunder.

„Sei mir gegrüßt, Königin des Waldes,“ rief ihr Arthur jubelnd entgegen, alle Rücksichten ver-gessend, die ihn sonst vielleicht zurückgehalten haben würden, „sei mir gegrüßt in Deinem Revier.“

„Sie sind zu gütig, lieber Arthur, mich mit einer Waldkönigin zu vergleichen,“ versetzte Leontine erröthend und abwehrend, dann schnell abbrechend fuhr sie fort: „Sehen Sie, das ist mein Aufenthalt an jedem schönen Morgen. Den Tag über bin ich von den vielerlei Beschäftigungen und häuslichen Verrichtungen in Anspruch genommen, die Stunde bei Sonnenaufgang, wenn die Andern drin noch schlafen, ist mein. Mit irgend einem Lieblingsbuch in der Hand, gehe ich hier spazieren, lasse mich auf dieser Rasenbank unter der Eiche hier nieder, und was ich hier bei dem Wehen des frischen Morgenwindes und bei dem Rauschen der Blätter lese, das prägt sich mir mit eigenthümlicher Frische ein; kommt dann der Tag mit dem Drang seiner Geschäfte, so begleiten mich die Gedanken und werden erst recht lebendig in mir, und die Stimmung, in der ich am Morgen die Gedanken in mir aufgenommen, bleibt mir dann den ganzen Tag über, immer fühle ich frisches Windes-rauschen und Blättersäufeln um mich. Ich glaube,

das Leben würde mir recht öde und einförmig sein, wenn ich meine Gedanken nicht hätte."

"Und darf ich wissen, schöne Leontine, welche Gedanken Sie heute schon beschäftigt haben?" fragte Arthur, auf das Buch in ihrer Hand deutend.

"Wollen Sie sich im Spiegel besehen?" fragte sie erröthend. "Sehen Sie her!" fuhr sie fort, indem sie ihm das Titelblatt des Buches hinhielt.

"Wie? meine Gedichte?" rief Arthur überrascht.

"Die Ihrigen!" wiederholte Leontine. "Als ich heute Morgen hinausging, fielen sie mir in die Hände und so nahm ich sie mit. Und ich darf nicht bereuen, sie mitgenommen zu haben. Ich finde mich selbst in den Gedichten wieder. Eines jedoch ist mir befremdend gewesen: überall, wo Sie sich der Freude hingeben wollen, ahnen Sie Schmerz, wenn es scheint, als wollten Sie Ihres Glückes recht froh werden, kommt Ihnen plötzlich der Gedanke, daß dies Glück dereinst vernichtet werden wird. Woher kommt diese dunkle Ahnung des Schmerzes, die wie eine dunkle Wolke immer und immer wieder aufsteigt und Sie zu keinem vollkommenen Genuß des Glückes kommen läßt?"

"Es ist eine Ahnung in mir," erwiderte Arthur, "die mich von früher Jugend an verfolgt, daß ich erst, nachdem ich einen großen Schmerz überstanden, wahrhaft glücklich werden könne. Wer noch nichts verloren hat, lebt in beständiger Furcht zu verlieren und ist darum nicht glücklich, erst der, der verloren und wiedergesunden hat, darf sich des Besitzes erfreuen. Und dann ist der Schmerz auch etwas zum Wesen des Menschen Gehöriges, etwas, was zur Entwicklung des Menschen nothwendig ist. Ein schmerzloses Leben können nur die seligen Götter ertragen. Wir Menschen würden in einem ewig freudvollen Leben uns an die Dinge außer uns verlieren, wenn nicht ein herber Schmerz uns wieder zu uns selbst zurückführte. Es ist mir oft zu Muth, als müßte erst in einem großen Schmerz sich zeigen, was ich sei und was ich werden könne, und wenn ich mich diesem Gedanken hingebe, so entsteht eine Sehnsucht nach diesem Schmerz. Was hilft all' dies Leben, kleine Freuden und kleiner Schmerz; es sind nur Blasen, die leicht auf der Oberfläche unserer Seele schwimmen und nicht Schwere genug haben, die ganze Tiefe derselben zu ergründen. Ja,

ja, nur im tiefsten Schmerz, wie in der höchsten Lust, wird alles Große geboren.

"Im tiefsten Schmerz, wie in der höchsten Lust? Ist das nicht ein Widerspruch?" fragte Leontine.

"Nein, Leontine," entgegnete Arthur, "beide sind in ihren Wirkungen gleich, beide führen uns auf den tiefsten Grund unserer Seele zurück und nur, was aus dem tiefsten Grund unserer Seele geschöpft und herausgeholt ist, nur das hat Anspruch darauf, dauernd und unsterblich zu sein. Nur die höchste Freude und — lächeln Sie nicht — nur der höchste Schmerz machen selig. Das ist eben das Unglück unserer Tage, daß sie der Sorgen, die den Menschen zersplittern und zur Sammlung nicht kommen lassen, so viele bietet und des wahrhaften Schmerzes so wenig. Könnten alle die kleinen Sorgen, die den Menschen zernagen und verzehren, zusammen münden in einen Strom des tiefsten Schmerzes, so wäre Heilung und Rettung da; könnte der Schmerz so groß und gewaltig werden, daß er, wie die Taucherglocke sich bis auf den tiefsten Grund der Seele hinunter senkte, dort unten würde er Genesung finden; denn dort unten, auf dem tiefsten Grunde der Seele leuchten, wie auf dem Grunde des Meeres, Perlen und Edelsteine. Dann würde die Seele endlich zur Ruhe kommen, durch die stillgewordene Fluth würden dann die Lichter des Himmels hereinfallen und bis auf den tiefsten Grund herniederleuchten, Leuchten oben und Leuchten unten, während jetzt nur flüchtiger Schaum und schnell vergängliches Wellengekräusel oben, und unten aufgeregter Sand und Schlamm, die die Fluth nur trüben, ohne sie zu erregen. Ich bin ein Dichter, man nennt mich so, aber noch fehlt mir die Weihe; ich hänge noch mit leidenschaftlichem Gefühl an Diesem und Jenem, noch reizen mich die Gegenstände, die um mich sind, versehen mein Herz in Unruhe und zerstreuen meine Kraft; so lange ich mich nicht losmachen kann von dieser Unruhe und den tiefsten Seelenfrieden erlange, so lange ich nicht ureigen und selbstständig die Dinge beherrsche, statt mich von ihnen beherrschen zu lassen, so lange wird all' mein Thun und Dichten den Stempel der Mittelmäßigkeit und Halbheit an sich tragen, und nur ein tiefer Schmerz kann mich so auf mich zurückführen, daß ich ganz mein eigen werde. O hät' ich einen Schmerz, einen tiefen Schmerz, mir wäre geholfen!"

„O Sie wunderlicher, wunderbarer Mann,“ fiel Leontine ein, „ist es nicht bloß eine krankhafte Stimmung Ihres Gemüths, ist es nicht bloß eine Laune, die Sie beherrscht? — Wie dem auch sei, jetzt will ich meine Aufmerksamkeit um Sie verdoppeln, ich will Ihr Genius sein, der alle die Nachtgespenster, die Sie beunruhigen, verscheucht.“

Unbefangen hatte sie bei den letzten Worten ihren Arm in den seinigen gelegt und blickte ihm freundlich und theilnehmend in die Augen. Sie begegnete denen Arthurs, der, als er den Ausdruck ihrer Augen bemerkte und den Druck ihres Armes fühlte, zusammenschreckte. Schweigend gingen sie dann den Weg nach dem Schlosse zurück.

Es konnte wohl nicht anders sein, als daß jetzt das Verhältniß zwischen beiden einen andern Charakter annahm, daß es ein vertrauertes und innigeres wurde. Unbefangen und nur aus der reinsten Theilnahme für Arthur hatte Leontine diesem ihre Freundschaft angetragen, ebenso unbefangen und ohne eine versteckte Absicht in seinem Innern hatte sie Arthur angenommen. Aber Freundschaft zwischen zwei jungen Leuten verschiedenen Geschlechts sei, sagt man, unmöglich, entweder löse sie sich bald wieder auf oder sie gehe in Liebe über. Das Letztere war hier der Fall. Beide lernten sich näher kennen und lieben und bald war von Arthur das Geständniß der Liebe gemacht, daß von Leontine erwidert wurde. Das Geheimniß ihrer Liebe blieb noch unter ihnen, aber man beschloß, sie dem Vater noch vor Arthurs Abreise zu entdecken und hoffte sodann seine Einwilligung zu erlangen. Welch' ein freudenvolles Leben, welch' eine goldene Zukunft that sich jetzt vor beiden auf. Jeder Tag wurde ihnen zum Feste und der Umstand, daß nur sie beide um ihr Geheimniß wußten, vermehrte nur den Reiz des Verhältnisses. Arthurs Befürchtungen und Zweifel waren verschwunden, denn im Vollgenuß des Glückes, wer mag da nach der Furcht sich hingeben!

Dieses für beide so schöne Glück erlitt jedoch durch einen unerwarteten Besuch, der um diese Zeit im Schlosse eintraf, eine Unterbrechung. An einem schönen Frühlingssnachmittag hatte die Gesellschaft beschlossen, einen Ausflug nach einer nahen, reizend gelegenen Burgruine zu machen, dort den Kaffee

einzunehmen, den übrigen Theil des Nachmittags mit Unterhaltungen und Spielen aller Art hinzubringen und bei dem Anbruch der Dämmerung den Rückweg anzutreten. Man war bereits in der heitersten Laune auf der Ruine angekommen und saß vergnügt um den Kaffeetisch, den man in der Eile von dem Wärter der Ruine herbeigeschafft hatte, als man aus der Ferne einen Reiter heransprengen sah, in dem man, als er näher herangeritten war, einen Officier erkannte. Am Fuße des Berges angekommen, band er sein Pferd an einen Baum und sprang leichten Schrittes die steinernen Stufen hinauf. Alle sahen ihm fragend entgegen, als er auf dem Plateau angekommen war.

„Trefte ich hier den Herrn Baron von Löwenstein?“ begann er, um sich blickend.

„Das bin ich“ antwortete der Baron hervortretend, „was steht dem Herrn zu Dienst?“

„Guten Tag, lieber Onkel; kennen Sie Ihren kleinen, wilden Alfred nicht mehr?“ jubelte der Lieutenant.

„Mein Herr, Sie wären —?“

„Ich bin Alfred von Wangenheim, Ihr Nefte!“

„Wie? Du bist der kleine Alfred? So komm und laß Dich küssen!“ und herzlich umarmten und küßten sich beide.

Der Baron stellte ihn hierauf der Versammlung als den Cavallerieofficier Alfred von Wangenheim vor. Alfred erzählte, daß er erst vor wenigen Wochen nach der nur wenige Meilen von des Barons Landstz gelegenen Garnison versetzt worden sei, aber erst heute habe Urlaub erhalten können. Sogleich habe er sich auf den Weg gemacht, und da er in Herrenburg erfahren, daß die Gesellschaft hierher gewallfahrtet, habe er nicht Bedenken getragen, sogleich nachzueilen. Hierauf unterhielt er sich fröhlich und heiter mit der Gesellschaft, mit der er sich bald bekannt und vertraut gemacht hatte und erfreute dieselbe durch sein freies, offenes und wohlgestittetes Wesen, so wie durch sein schönes, einnehmendes Aeußere.

„Aber beinahe hätte ich Etwas vergessen,“ rief jetzt der Baron, hinzutretend, „komm, laß Dich Deiner Cousine Leontine vorstellen!“

„Wie, mein liebes, kleines Leontinchen ist auch hier?“ rief Alfred erfreut.

„Hier, liebe Leontine,“ begann der Baron, mit Alfred zu Leontinen hintretend, „hier stelle ich Dir Deinen Vetter Alfred vor.“

Leontine verneigte sich erröthend vor dem schönen, jungen Mann, aber auch Alfred ließ plötzlich seine Heiterkeit und stand ernst und staunend vor der wunderbar hold erblühten Jungfrau. Leontine war nach dem Tode ihrer Mutter eine Zeit lang in dem Hause seiner Eltern in der Hauptstadt gewesen und Alfred dort ihr täglicher Spielgenosse. Jahre waren seitdem vergangen, ohne daß sie sich gesehen hatten. Leontine stand in der höchsten Blüthe ihrer Schönheit, und da sie in der frischen Luft und Ungebundenheit des Landlebens aufgewachsen, körperlichen und geistigen Zwang und Beschränkung nicht kannte, auch in ihrer Erziehung meist sich selbst überlassen gewesen war, so hatte diese Schönheit etwas Naturwüchsiges und Ursprüngliches, was sie von der Schönheit der Stadtdamen merklich unterschied, sie aber ebendeshwegen um so überraschender und blendender machte. Aengstlich stand sie vor Alfred und wartete auf seine ersten Worte, um zu erfahren, welchen Ton sie gegen ihn anzunehmen habe. Auf eine erfreuliche Weise wurde sie aber überrascht, als Alfred begann: „Ich denke, schöne Cousine, wir setzen unsere früher angeknüpfte Freundschaft fort und vergessen den Zeitraum, der sie unterbrochen hat. Willigst Du darein, liebe Leontine?“

„Von Herzen, lieber Alfred,“ entgegnete Leontine erleichtert und reichte ihm freundlich die Hand. Jetzt fingen sie an, sich ihrer zusammen verlebten Jugendjahre zu erinnern, sie gedachten der tollen Streiche, die sie zusammen verübt, der Märchen, die sie einander erzählt, der Bilderbücher, die sie zusammen gelesen hatten; Alfred ließ sich neben Leontine nieder, und in der Erinnerung der schönen, vergangenen Jugendjahre vergaßen sie der Gegenwart, bald heiter lachend, bald ernst, fast gerührt blickend, hingen sie Einer an des Andern Lippen und hatten ihre Umgebung ganz aus Augen und Sinn verloren.

Während dieser ganzen Zeit war Arthur abwesend gewesen, er war mit einem der anwesenden Herrn nach einem nahegelegenen Reich gegangen, um Forellen zu fangen und kehrte jetzt eben zurück. Als er sah, wie warm sich Leontine mit dem fremden

Officier unterhielt, wie ihr Gesicht vor Freude glühte, wie ihre Augen Strahlen schossen, da fuhr es ihm kalt über's Herz. Er wurde dem Fremden vorgestellt, flüchtig und kalt begrüßten sich beide. Alfred setzte sich sogleich wieder zu Leontinen nieder und fuhr in seiner Unterhaltung fort. Arthur konnte nur dann und wann aus der Ferne Blicke zu ihnen hinüberwerfen. Er hoffte sich bei dem Nachhausegehen zu entschädigen, doch Alfred ließ sein Pferd durch einen Bedienten führen, um sich von Leontinen nicht trennen zu dürfen, und so war Arthur genöthigt, hinter den Andern still und einsam herzugehen. Auch bei der Abendtafel nahm Alfred seinen Platz neben Leontine; gedrückt und gedemüthigt schlich sich Arthur vor der Zeit von der Tafel weg und legte sich, gequält von Ahnungen und Befürchtungen, nieder.

Der folgende Tag verging nicht anders. So bald Leontine sich zeigte, war Alfred in ihrer Nähe. Wollte Arthur in Augenblicken, wo sie allein war, sich ihr nahen, so schien sie sich zurückziehen und seiner Begegnung auszuweichen. Endlich am dritten Tage in der Morgenstunde gelang es ihm, sie im Garten zu treffen. Ohne Rückhalt machte er ihr Vorwürfe, klagte, daß sie ihm ausweiche, Leontine antwortete ausweichend, forderte Vertrauen von ihm, und um ihn zu versöhnen, versprach sie ihm, am Nachmittag, der zu einem Ausflug bestimmt war, Unpäßlichkeit vorzuschützen und zu Hause zu bleiben. Arthur hatte schon vorher sich ausgedehnt, zu Hause bleiben zu dürfen, um zu arbeiten. Am Nachmittag, als die Gesellschaft bereits vor längerer Zeit sich verabschiedet hatte, saßen Arthur und Leontine beisammen in einer Laube des Gartens, als sie von der Landstraße her, die an dem Park vorbeiführte, die Tritte eines galoppirenden Pferdes hörten und bald darauf Alfred heransprengen sahen. Arthur zog sich zurück, um ihm nicht zu begegnen. Kaum war er fort, so kam Alfred schnellen Schrittes nach der Laube, erzählte, daß er sich von der Gesellschaft unter einem Vorwande losgemacht habe, und zurückgekehrt sei, um ihr Gesellschaft zu leisten, denn, fügte er hinzu, an der Unterhaltung des Federhelden werde sie doch keinen Gefallen finden. Leontine antwortete nichts. Beide blieben den Nachmittag beisammen, ohne daß Arthur weiter gedacht wurde. Dieser saß einsam in seinem Zimmer, den quälendsten

Vermuthungen hingegeben, es kam ihm der Gedanke ein, es könne jene Zusammenkunft zwischen beiden verabredet sein, und obgleich er sich für diese Vermuthung keinen Grund anzugeben wußte, gewann sie dennoch immer mehr an Stärke und Geltung in ihm. Er nahm sich vor, kalt und ausweichend gegen Leontine zu sein, weil er sich verletzt und zurückgesetzt glaubte.

Dies Betragen führte er allerdings einige Tage hindurch fort, die Folge davon war, daß auch Leontine immer kälter wurde und die Huldigungen ihres Vatters offener und bereitwilliger aufnahm, als früher. Eines Tages, als Arthur einsam und quälender Unruhe hingegeben, im Garten spazieren ging, hörte er plötzlich in seiner Nähe Geslüster. Es kam aus einer Laube, die ringsum mit Schlingpflanzen bewachsen war und nur den Eingang offen ließ. Arthur trat fast wider Willen näher und sah durch das Gesträuch hindurch, wie Alfred vor Leontine kniete.

„Liebst Du mich, Leontine?“ rief er leidenschaftlich, ihre Hand ergreifend. Leontine lächelte es schweigend.

„Du schweigst?“ fuhr er fort. „O so sage mir nur das Eine, liebst Du einen Andern?“

Sei es nun, daß Leontinens Liebe in diesem Augenblick wirklich erkaltet war, sei es, daß sie sich geschmeichelt fühle durch die Liebe des anerkannt schönen Mannes, der zu Ihren Füßen kniete — genug, mit fester Stimme antwortete sie „Nein!“ Jubelnd sprang Alfred auf und in ihre Arme. Arthur hinter der Hecke stieß einen dumpfen Seufzer aus und floh mit bleichen Lippen und erstarrten Augen an dem Eingang der Laube vorbei. Leontine, die den Seufzer gehört hatte, sah auf und als sie die bleiche Gestalt an dem Eingang der Laube vorbeiwanken sah, stieß sie einen Schrei aus und fiel in Ohnmacht. Alfred hielt es für ein Uebermaß der Freude und fing sie in seinen Armen auf.

Arthur stürzte nach seinem Zimmer, befahl ein Reitpferd, schrieb schnell einen Brief, den er dem Kastellan übergab und in dem er Abschied von Leontinens Vater nahm und ihm schrieb, daß eine Nachricht, die er so eben erhalten, ihn nach seiner Heimath rief. Als dies geschah, stürzte er, ohne von Jemand Abschied zu nehmen in den Hof, warf

sich auf das Pferd und jagte davon. Noch spät am Abend desselben Tages, so berichteten einige Landleute des Dorfes, sei er auf unwegsamem Pfaden, durch Felder und Gebüsch geritten, mit bleichem, verflörten Gesicht, dem Pferde die Zügel gebend und nicht darauf achtend, wohin ihn dieses führe.

Wir überspringen einen Zeitraum von zwei Jahren. In einem mäßigen Zimmer, das nach einem kleinem mit Blumen und Bäumen bepflanzten Garten führte, wo man den betäubenden Lärm der größeren Straßen der Residenz St. weniger hörte, stand Arthur an seinem Secretär, mit einem Heft Papier in der Hand. Es war eine poetische Arbeit, die er so eben vollendet und die er noch einmal mit freudig erregten Blicken durchlas. Dann sah er nach dem Garten hinaus und sein Blick blieb träumend und selig an den in voller Blüthe stehenden Bäumen haften. Er hatte sich in den zwei Jahren merklich verändert, sein Gesicht war ernster, fast feierlich geworden, Haare und Augenbrauen waren dunkler, ebenso die Augen, ohne daß man errathen konnte, von welcher Farbe sie waren, um die Lippen lag ein verklärter Schmerz. Lange schaute er so hinaus, still vor sich hinsehend als er durch ein Klopfen an der Thür aufgeschreckt wurde. Man brachte ihm einen Brief. Er öffnete ihn, er war von einem Freunde, mit dem er zusammen in Herrenburg gewesen war. Hören wir selbst einige Stellen aus diesem Brief:

„Wahrlich, wer Deine letzten dichterischen Erzeugnisse mit unbefangenen Auge liest und sie mit denen vergleicht, die Du früher veröffentlicht, der muß sich gestehen, daß Du von Deiner Reise nach dem Ausland, die Dich ein Jahr lang von uns ferngehalten hat, als ein ganz anderer, als ein ganz neuer Mensch zu uns zurückgekehrt bist. Wie hast Du es nur angefangen, in dieser kurzen Zeit Dich so zu vertiefen, es zu solcher Reife und Vollendung zu bringen? Als Du von uns abreifest, warst Du nichts, als ein junges, hoffnungreiches Talent, das von einigen Journalen gutmüthig in Schutz genommen wurde, dem größern Publikum warst Du unbekannt, jetzt nennt Dich jeder Mund, und die Journale wetteifern, Dir Weihrauch zu streuen.“

Weiter hieß es:

„Es wird Dich vielleicht interessieren, von Leontine etwas zu hören. Einige Tage lang nach Deiner so plötzlichen Abreise von Herrenburg war sie trostlos über Deine Abwesenheit, sie fühlte sich wohl schuldig und die Gewissensbisse peinigten sie. Doch ihr Vetter wußte sie bald von ihrer Trauer abzuglehn und sie an sich zu fesseln und leider hat er es in seinen Bestrebungen so weit gebracht, daß sie sich mit diesem unwürdigen Mann verlobte und drei Monate später verheirathete. Wohl oft genug mag sie diesen Schritt bereut haben. Als sie ihr erstes Kind gebar, erfuhr sie, daß ihr Gemahl in einem unerlaubten Verhältniß mit der Frau eines Cassetiers stände, ja, daß dieses Verhältniß schon zu der Zeit bestanden habe, als er sich auf Herrenburg um Leontinens Gunst bemüht habe. Daß von diesem Augenblick an ihr Eheglück zerstört war, kannst Du Dir wohl denken.“

Arthur laß nicht weiter, still legte er das Blatt vor sich nieder. Es war, als wollte der Schmerz über Leontinens Treulosigkeit noch einmal laut werden, doch er kämpfte ihn kräftig nieder, er empfand nur Mitleiden für sie. Als er nun der Worte gedachte, die er einst zu Leontine im Walde gesprochen, als er sich der Ahnung erinnerte, die ihm sagte, daß er, von Furcht und Zweifel umhergetrieben, nur durch einen tiefen Schmerz davon geheilt werden könne, da ging es ihm durch die Seele, wie himmlische Klarheit, er fühlte, daß dieser Schmerz ihn gesund gemacht hatte, daß er sein Inneres gereinigt und ihn zu kräftigerer Thätigkeit angeregt hatte. Jetzt konnte er sich erst recht einen Dichter nennen, denn jetzt hatte er Schmerz und Lust in seiner Seele durchgekostet; was er verloren, hatte er im Geiste wiedergewonnen als sein unveräußerliches Eigenthum, was der Mensch verloren hatte, war dem Dichter reichlich wiedergeschenkt worden, denn was der Mensch verliert, das gewinnt der Dichter.

Aus dem Leben eines Menschenfeindes.

Skizzen nach dem Leben gezeichnet.

Von

Emil Müller.

7. Capitel.

Die Muße- und Mußestunden des Herrn Polizeidiener a. D. Saueremann. Ein Capitel voll guter Rathschläge, namentlich für Pensionirte, welche nicht wissen, auf welche Weise sie die Zeit todtschlagen sollen.

Noch einmal sattelt mir die Hippogryphen
Zum Ritt in das alte, romantische Land.
Wieland.

Man kann sich mit Recht wundern, daß Herr Saueremann nach so betrübenden Erfahrungen in der ersten Ehe sich zur Schließung einer zweiten mit Frau Pranger entschloß. Allein wir haben schon im vorigen Capitel den Grund dieser Maßregel andeutend, auseinandergesetzt, daß seit dem Tode der ersten Gattin die Wirthschaftsverhältnisse offenbar rückwärts gingen. Und da er sich zur Besoldung einer Wirthschafterin nicht entschließen konnte, so blieb ihm nur der Schritt übrig, Frau Pranger zu ehelichen. Er hatte, wie sich dies von selbst versteht, alle Möglichkeiten genau erwogen, bevor er sich mit jener ziemlich noblen Wittwe verband. Soll man zwischen zwei Uebeln wählen, so wählt man das kleinste; und diese Lehre hatte er befolgt, als er jene zum Altare führte. Ob er sie aber, wie er dies mit seiner Anna that, aus der Liste der zu Hassenden gestrichen hat, bezweifeln wir; Thatsache ist, daß sie nicht die Frau war, welche eine solche Maßregel befördert hätte. Denn da sie nicht ohne alle Widerrede allen seinen Vorschlägen, zu sparen, entgegenkam, da sie sich von ihm nicht hofmeistern und tyrannisiren ließ, so entstand schon am ersten Tage nach der Hochzeit ein kleiner Disput wegen des Pudels, den Herr Saueremann auf keinen Fall zum Mitessen berechtigt anerkennen wollte. Das Vieh war fett genug, mithin mußte es vom eigenen Bette zehren. Da nun Frau Pranger außer der Grille, den Hund auf keinen Fall ersäufen oder erschießen zu lassen, auch noch die Tugend besaß, die wöchentliche Wirth-

schaftsrechnung mit allen Einzelheiten nicht vorzulegen, vielmehr sich für nicht namhaft zu machende Kleinigkeiten eine unausfüllbare Columne frei hielt, NB. wie Herr Sauermann meinte, so ist ersichtlich, daß der Hausherr aus dem Regen in die Traufe gerathen war. Denn man denke, Frau Pranger bejaß auch nicht einen Pfennig baares Vermögen, was jener freilich zu seinem größten Entsetzen erfuhr, als er schon am Altare mit ihr die Ringe gewechselt hatte, — und machte ihn außerdem zum Stiefvater einer Tochter, welche ihr aus erster Ehe geworden war. Und diese Stieftochter mußte er wider Willen füttern und kleiden! —

Dieses Hauskrenz zweiter Potenz, denn daß seine gute Anna nur ein Hauskrenz erster Potenz gewesen war, mußte er sich in Stunden der Schwermuth selbst gestehen, drückte seinem Menschenhaffe den Stempel der Vollendung auf. Denn da ihm die Freuden des Dienstes, welche ihn sonst für die häuslichen Leiden entschädigt hatten, durch die Verballhornisirung seines Titels in Polizeidiener außer Dienst genommen waren, da er ferner nur mit Widerwillen und Schaudern die Straßen, in denen er so lange geschaltet, betrat, so empfand er seine peinvolle Lage um so mehr. Deshalb verpuppte er sich in seine eignen Grillen und Wunderlichkeiten, die sich zu einer fixen Idee ausbildeten, je mehr er die drückende Langleiße der unfreiwilligen Amtlosigkeit empfand; floh und haßte jeden Menschen und verkaufte das Häuschen für eine ziemlich bedeutende Summe, um sich in einem entlegenen Stadttheile eine dürftige Wohnung zu miethen.

Sehr wohl fühlte er, daß seine Stellung zu den Menschen jetzt eine andere war als früher, wo er im lecken Muthe sich an jedem rieb. Deshalb neigte er die ganze Welt außer sich und nahte ihr, wenn er mit ihr in Berührung kam, nur mit dem Mißtrauen, das ihn zu immer tolleren Einfällen spornte. Und nun mußte er obenein das aus dem Verkaufe seines Hauses gelbste Geld für die Ernährung einer Frau und deren Tochter, welche nicht das mindeste Anrecht auf seine Güte hatten, werfen! O fürchterliches Mißgeschick! —

Wir sind jetzt dahin gelangt, wo wir Herrn Sauermann im ersten Capitel verlassen haben und

wollen nun noch berichten, was sich über sein Thun und Treiben als Polizeidiener außer Dienst sagen läßt.

Die Gattin also, weiland Frau Pranger, war die nichtswürdigste Person, welche die Erde trug, so lautete das erste Axiom des Menschenfeindes Sauermann. Wäre sie es nicht gewesen, wie hätte er dann dahin gelangen können, wie wir ihn im ersten Capitel geschildert haben. War doch auch die Idee des andern Ichs aus dem fortwährenden Habere mit seiner Gattin entsprungen. —

Der Leser möge sich erinnern, daß unser Held nach einem verzweiflungsvollen Kampfe, wie in Capitel I berichtet ist, mit dem andern Ich vom Lager aufgestanden und an das Bett zur Sicherung seines Schatzes (wir wissen, daß er aus dem Verkaufe des Häuschen herrührt) gesprungen war als an die Thür gepocht wurde. Wer eintrat war keine andere Person als — seine Gattin, welche sammt ihrer Tochter in einer Bodenkammer schlafen mußte. Denn wie hätte er wohl aus Liebe zu seinem Gelde dulden dürfen, daß zur Nachtzeit eine dieser beiden verhaßten Personen in seiner Nähe weilten, mußte doch selbst sein Sohn in einem Nebengemache der nächtlichen Ruhe pflegen.

Herr Sauermann begann jetzt die auß beste angeordneten Tagesgeschäfte. Die ersten beiden Morgenstunden verfloßen in der größten Geschäftigkeit und wehe dem Menschenkinde, welches eine Störung in die von ihm beliebte Ordnung gebracht hätte.

Zuerst wusch und kämmt er sich wie alle andern Menschen nur mit dem Unterschiede, daß die Dauer dieser Geschäfte nach Minuten abgemessen war. Als dann rasirte er sich, trotzdem der Bart nicht sehr stark wuchs, wie er an jedem Morgen that, denn hätte er diese Verrichtung mehrmals in der Woche ausgesetzt, wie hätte er die dadurch entstandene Lücke in seiner Thätigkeit ausfüllen sollen! Und wenn nun die 1½ Stunden, welche er auf die vollständige Ankleidung verwendete, verfloßen waren, so erholte er sich durch den Genuß des Kaffee.

Natürlich über dieses wichtige Moment hinaus pflegte seine Heiterkeit, selbst wenn er in der besten Laune sich vom Lager sollte erhoben haben, nicht zu reichen. Denn der Geduldsproben, welche seine Gattin von ihm erheischte, waren täglich zu viel. Erstlich

beharrten trotz der beachtungswerthen Ermahnung von Seiten des Hausherrn, daß Kaffee für Frauenzimmer ein durchaus schädliches Getränk sei, Mutter und Tochter bei dem Vorsatze wenigstens drei Tassen zu trinken, während er sich mit vier begnügte. Zweitens aßen diese gierigen Geschöpfe schon in so früher Morgenstunde ein Butterbrod; Herr Sauermann dagegen tauchte in die beiden ersten Tassen ein feines Bröckchen aus Weizenmehl gebacken und rauchte zu der letzten Hälfte die erste Morgenpfeife.

Nun pflegte es aber nicht selten zu geschehen, daß der Kaffee schon, ehe der Hausherr die Toilette beendet hatte, auf dem Tische dampfte — eine Widerseßlichkeit von Seiten der Gattin, welche dadurch noch vermehrt wurde, daß sie behauptete, nach Minuten lasse sich das Bereiten des Getränkes nicht abmessen. Und da sie nun auch die Gewogenheit hatte, dem Sohne, sobald der edle Bohnensaft gekocht war, die Tasse zu füllen, weil wie sie entschuldigend behauptete, Gottwalds Geschäfte in der Schreibstube das Trinken vor der Vollendung seiner Toilette erforderten, so gerieth Sauermann gewöhnlich schon des Morgens während des Rasirens, wo er sich doch so leicht in die Kehle schneiden konnte, wenn er seine Blicke von seiner Person weg auf den Kaffeetisch lenkte, — in Harnisch. — Heute nun wagte die Gattin dasselbe Experiment, um dem Sohne den kräftigsten Theil des Getränkes zuzuwenden, denn jede Hausfrau wird wissen, daß die ersten Tassen am besten schmecken. Es verdroß daher den Hausherrn sehr, daß er auch heute wieder den wärrigsten Theil trinken sollte und er schaut mit wüthendem Blicke durch den Spiegel bald auf das Rasirmesser bald auf den Tisch. Doch nicht genug dieser ersten Kränkung, das Weib flüsterte dem Sohne auch noch einige Worte in das Ohr und schenkte sich selbst eine Tasse Kaffee ein. Jetzt riß der Geduldssaden des Herrn Sauermann mitten durch, aber er bezwang den Born noch so lange bis er sich auch die linke Wange rasirt hatte. Denn den Triumph sich in der Hitze des Bornes in die Wange oder gar in den Hals zu schneiden, wollte er seinem Weibe nicht bereiten. —

Zum Verständniß des Verhältnisses der Ehegatten schalten wir Folgendes ein. Herr Sauermann hatte mit seinem Alles ausflügelnden Verstande sehr

bald erkannt, weshalb seine Frau den Sohn so sehr begünstigte. Sie ging nämlich mit dem Plane um, ihre Tochter mit Gottwald zu verbinden. Von allen Plänen, die die Menschen bisher geschmiedet hatten, um den Herrn Polizeidiener zu vernichten und systematisch auszusaugen, war dieser offenbar der raffinierteste und deshalb der ihm verhaßteste. Man fragt wohl: aber hatte er denn Beweise für diese Meinung! — Ja, er hatte die schlagendsten. — Erstens war die Gattin arm wie die Kirchenmaus, Herr Sauermann aber besaß ein Vermögen von dreitausend Thalern, also mußte sie danach trachten, den Schatz an sich zu reißen. Zweitens aber war sie so nichtswürdig, daß sie jede — man höre — jede That begehen konnte. Nur ein Beispiel für diese Behauptung möge folgen. Sie betrieb den vor der Verheirathung geführten Fischhandel noch fort, gab aber das aus ihm gezogene Geld zu ihrem und ihrer Tochter Nutzen aus ohne auch nur einen Heller in die Kasse des Ehegatten fließen zu lassen. Und nebenbei besaß sie die Frechheit, von seinem Tische für sein Geld zu essen und zu trinken. Daß sich die Frau mit der Entschuldigung, Sauermann gäbe ihr und der Tochter kein Geld zu Kleidungsstücken u. s. w. und deshalb verwende sie das erarbeitete zur Anschaffung derselben, brüstete, ist leicht einzusehen, konnte aber bei dem Gatten keine Berücksichtigung finden.

Um nun den Gottwald zu einer Heirath mit ihrer Tochter zu bestimmen, schmeichelte sie ihm und sorgte für ihn auf jede Weise. Ja sie wagte es unverhohlen auszusprechen, daß sie einen Theil des aus dem Fischhandel gelösten Geldes zur Zustandhaltung seiner Garderobe verwende. Da nun aber für Herrn Sauermann die Verbindung des Sohnes mit einem blutarmen Mädchen, noch dazu mit der Stieftochter, ein entseßliches Ereigniß gewesen wäre, so behandelte er sie so schlecht, daß sie fast aus dem Hause gelaufen wäre, was nebenbei gesagt, auch die Absicht seiner Behandlungsweise war.

Und bei diesem Betragen der Mutter trat er auch wieder dem Sohne mehr und mehr feindlich entgegen; denn er sah wohl, daß dieser dem verhaßten Plane nicht ganz abgeneigt war. Und doch hätte Gottwald, der noch bei weitem nicht so viel verdiente, daß er seinen Unterhalt aus eigenen Mitteln bestreiten

konnte, jeden Anlaß den Vater gegen sich zu erzürnen vermehren sollen. Aber gerade das Gegentheil that er. Denn anstatt die Gunstbeweise der Mutter energisch abzuweisen, fand er Behagen an ihnen; anstatt ihr eine Tasse Kaffee, welche sie ihm eingeschenkt hatte, an den Kopf zu werfen, was er jedenfalls gethan haben würde, wäre er von Liebe zu seinem Vater und von dessen Ehrgefühl durchdrungen gewesen, trank er nicht nur keck zwei Tassen aus, sondern duldete auch, daß sie der Tochter eilig eine gefüllte reichte. Und wer bürgte denn dafür, ob Gottwald nicht vielleicht mit der Stiefmutter selbst ein Liebesverhältniß unterhielt. Und wenn das Herzen und Rosen auch nicht während des Zugewesens des Vaters stattfand, so konnte es sich doch Sauermann lebhaft vorstellen, daß es hinter seinem Rücken geschähe. — Also, zählt man alle Vergehen des Sohnes zusammen, es unterliegt keinem Zweifel, daß der Vater die wohlgegründetsten Klagen über den Ungehorsam desselben ausstoßen konnte. Als Beweis, daß Sauermann frei von aller Schuld an den Zerwürfnissen in der Familie war, mag auch noch folgendes Zeichen seiner väterlichen Liebe gelten. — Kurze Zeit nach dem Ableben der guten Anna taufte Sauermann den Namen Gottwald in Valentin um. Denn da er jenen von Anfang an etwas schwer hatte aussprechen können, außerdem doch aber Gottwald ein für eines Polizeidieners Sohn nicht passender Name sei, so meinte er den Sohn am festesten an sich zu ketten, wenn er ihn mit seinem eigenen Taufnamen belegte. —

Unter diesen Umständen ist wohl die Sorge Sauermanns für seinen Schatz nur zu begreiflich. Denn Valentin junior warf offenbar, verleitet durch die Eingebungen der Stiefmutter, strafbare Blicke auf das Geld des Vaters und würde es sicherlich längst entwendet haben, hätte es der Vater nicht, vom stetem Mißtrauen gefoltert, mit Argusaugen bewacht. Und wenn es nun doch dem Complotte gelang das Vorhaben, sich mit dem geraubten Schatze nach Amerika zu flüchten, auszuführen, wenn endlich einmal das andere Ich im siegreichen Kampfe gegen Sauermann ihnen das Geld in die Hände spielte, — welche Aussichten blieben dann dem geschlagenen Manne! Vor, hinter, über, unter und neben sich, überall in Abgründe, aus denen keine Entkommen möglich war,

blickend, schützte und stämmte er sich gegen das herbe Geschick so gut es gehen mochte, grausend vor dem Gedanken, daß die wie Damoklesschwerter gegen ihn gerichteten Hände seiner Feinde ihn jählings in den Schlund zu stürzen trachteten.

Wie wir oben gemeldet, war sein Geduldsfaden durch die nächtlichen Ereignisse schon sehr straff gezogen, mitten durchgerissen, sobald er Frau und Tochter gegen seinen ausdrücklichen Befehl trinken sah. Wüthend mit halb rasirtem Antlitz, warf er das Messer auf den Tisch, so daß die Tochter vor Schreck die Tasse fallen ließ. Nachdem er sich das Blut von der Hand gewischt, denn er hatte sich in der That und nur weil er seine Blicke anstatt auf das Messer dem Kaffeetische zugewendet hatte, geschnitten, polterte er mit knirschenden Zähnen die Worte: — „Die“ — er zeigte auf die Tochter — „muß aus dem Hause — aus dem Hause — aus dem Hause.“ — Und so oft er die Worte wiederholte, trat er mit den Hacken auf die Diele, sodaß die Tassen klirrten. — „Kann sich das Geschöpf nicht vermehren und Geld verdienen! Ich will sie nicht länger unentgeltlich füttern!“

Und in ähnlichen Ausbrüchen seines Zornes tobte er, bis es der Mutter endlich glückte, sich des Wortes zu bemächtigen. Klar und verständlich suchte sie ihm zu beweisen, daß die Tochter — sie war funfzehn Jahre alt — zu jung sei für einen schweren einträglichen Dienst, und zur Besorgung des Fischhandels, während sie selbst die Wirthschaft besorge, sich so geschickt anlasse, daß es Unrecht sein würde, sie dieser Beschäftigung zu entziehen. Und als nun die Mutter einmal das Wort ergriffen hatte, mochte Sauermann toben, zanken, schimpfen oder fluchen, ihre Ansicht behielt die Oberhand, zumal sich auch Valentin junior, den doch der Streit gar nicht anging, zu Gunsten der Stiefschwester aussprach. —

Wuthsprühend, daß auch der Sohn offen gegen den Vater zu Felde zog, was bisher nur in sehr geringem Grade der Fall gewesen war, schlug Sauermann auf den Tisch, daß mit einem Klirren eine zweite, schon geborstene Tasse in Scherben zersprang.

„O diese Verschwörung gegen mich soll der Teufel holen! Ich will das Geschöpf nicht länger füttern! Denn des Essens und Tressens wird kein

Ende! Glaubt ihr etwa, ich durchschaue eure nichtswürdigen Schliche und Kniffe nicht!" — Und hatte er bisher nur verblümt auf das Verhältniß seines Sohnes zur Stieftochter angespielt, so sprach er jetzt ganz offen sein Mißtrauen aus. Natürlich schienen die Bösewichter ob des Verdachts aus den Wolken zu fallen und läugneten, wie es Herr Sauermann nicht anders erwartet hatte. Stritt man ihm doch sogar Sehen und Hören ab. Plötzlich nämlich fiel die Kaffeekanne um und der ganze Inhalt strömte aus auf den Fußboden. Sauermann behauptete, die Stieftochter habe sie umgestoßen, allein jene Drei schoben den Unfall auf seine Unvorsichtigkeit. Man behauptete nämlich, er habe mit dem Arme eine zu kühne Wendung gegen den Tisch ausgeführt.

„Ich lasse mich von Dir scheiden, denn länger ertrage ich diese heillose Wirthschaft nicht!" rief jetzt in größter Verzweiflung Herr Sauermann. Und seine Gattin erwiderte ganz gelassen, als sei seine Drohung nur ein bedeutungsloser Schreckschuß: — „Gut, ich bin damit zufrieden, verlange aber von Dir fünfshundert Thaler Scheidungsgeld." —

Um das Gezänk nicht länger anzuhören, hatte sich Valentin fortbegeben. Und da die Tochter gleichfalls ausging, um den Fischhandel zu betreiben, so beruhigte sich der erzürnte Ehegatte ein wenig und vollendete die Toilette. Giftige Blicke auf Alles, was Lebendes sich im Zimmer vorfand, mithin auch auf seine Gattin, welche sich bemühte seinen Grimm durch frischgekochten Kaffee zu mindern, überlegte er eifrig die in der Heftigkeit ausgestoßenen Worte hinsichtlich der Scheidung.

Er überlegte und prüfte den Entschluß nach allen Richtungen, die Forderung von funshundert Thalern nicht außer Acht lassend und gelangte schließlich zu dem Resultate, daß man von zwei Uebeln das kleinste wählen müsse. Denn man möge nicht denken, daß er etwa heute zum ersten Male mit der Scheidung gedroht hatte. So oft ein Zank eine kleine Abwechslung in das Alltagsleben des Sauermannschen Ehepaars brachte, und die Tage an denen dies nicht geschah, lassen sich in einer Minute zählen, schnitt der Gatte allen Widerreden durch jene Drohung die Wirkung ab. Denn neben allen sonstigen lobenswerthen Eigenschaften der Fischweiber erfreute sich

die Gattin einer stets schlagfertigen Zunge, welche ihm nur selten den Sieg zugestand. Nun hatte er auch bei seinem ersten Versuche, einen Scheidungsproceß einzuleiten, zu seinem Schrecken erfahren, daß ein solcher Grund, wie er ihn als zur Klage berechtigt angab, nur dann rechtskräftig werde, wenn er die Gattin durch eine näher zur bestimmende Geldsumme bewege in die Scheidung zu willigen. Natürlich war er nicht ein solcher Thor, daß er sich außer den Scheidungsproceßkosten, die er als Kläger würde zu bezahlen gehabt haben, auch noch zu einer Abfindungssumme von fünfshundert Thalern verstanden hätte. Mithin biß er auf die harte Nuß, seine Ehefrau fort und fort um sich dulden zu müssen, innerlich aber tobend über die Fesseln, welche ihm das andere Ich in Gestalt seines Weibes angelegt hatte.

Auch heute blieb ihm nichts übrig, als die Zähne auf der harten Nuß auszubeißen, denn daß sie ihm aus Eigensinn von den fünfshundert Thalern nicht einmal einen Pfennig geschweige denn, wie er anfänglich gehofft hatte, vierhundertneunundneunzig Thaler erlasse, war ihm nur zu einleuchtend.

Indeß da Herr Sauermann ein an strenge Ordnung und Thätigkeit gewöhnter Mann war, so ließ er sich durch den beklagenswerthen Vorfall keineswegs in den sich selbst auferlegten Beschäftigungen stören, um so weniger, als ja dergleichen Vorfälle zu den Alltäglichkeiten zu rechnen waren. Nach dem Genuße des Kaffees nun schritt er zur Vervollständigung des Anzugs, indem er die weiße Schlafmütze mit einer Sammkappe vertauschte und die Beinkleider fast bis zum Knie, soweit nämlich, als die spiegelblank gepuhten Stiefel reichten, hinaufzog. Ueber das Weßhalb dieses sonderbaren Einfalls pflegte er täglich durch Ausrufungen wie: „das Ungeziefer springt in der Stube umher und peinigt mich entsetzlich" — einige Aufklärung zu geben. Er meinte nämlich, da doch Flöhe u. s. w. schwerlich an den glatten Stiefelwänden emporhüpfen könnten, so sei er durch Anwendung jener Maßregel gegen die Angriffe blutdürstiger Bestien gesichert.

Nachdem diese Geschäfte zur Ausfüllung der Mußestunden bis neun Uhr Morgens hingereicht hatten, schritt Herr Sauermann zum Genuße der Mußestunden, welche den Zeitraum von neun bis

zehn Uhr ausfüllen. Unsere Pflicht aber ist es, da er selbst mit vielem Selbstruhme von diesen seinen Musestunden zu reden pflegte, den Leser ein getreues Bild derselben zu entwerfen.

Herr Sauermann besaß, wie schon früher ausführlich gemeldet und wenigstens durch eine Probe von Dichterguß begründet worden ist, ein großes Dichtergenie; Schade nur, daß es bei den Hindernissen, mit denen er stets zu kämpfen hatte, nicht zur Ausbildung gelangen konnte. Wer etwa an unserer Behauptung einen leisen Zweifel hegen sollte, den verweisen wir schlechtweg auf die Ueberschrift dieses Capitels. Die Zusammenstellung von *Muse* und *Musstunden* nämlich ist keine Erfindung des Verfassers, sondern ein Wortspiel, dessen sich Herr Sauermann sehr häufig zu bedienen pflegte. Nun ist es doch aber anerkannte Thatsache, daß die Anwendung überraschender Wortspiele stets eine große Schärfe des Geistes bekundet, mithin nehmen wir keinen Anstand, Herr Sauermann, noch dazu er selbst sich dafür hielt, für ein Originalgenie auszugeben. War er nun zu jenen, nämlich den *Musstunden*, durch die Amtsentsetzung verdammt, so entstanden diese, die *Musstunden*, aus seinem regen, für Kunst und Wissenschaft jugendlich glühenden Geiste.

Da es sich für ihn nicht schickte, nach Vollendung der Toilette die Hände in den Schooß zu legen und sich im Nichtsthun wohlzugefallen, so kam er schnell zu dem Entschlusse, er müsse sich mit etwas beschäftigen. Nur die Wahl dieser Beschäftigung verursachte ihm viel Kopfzerbrechens. Allein da große Geister in einem zweifelhaften Falle mit richtigem Tacte bald das Zweckmäßigste auswählen, so entschloß er sich, aus fremden Sprachen Bücher zu übersetzen. Auf einen geschickteren Einfall konnte er schwerlich kommen, denn da die Uebersetzungskunst von ihm bisher noch gar nicht geübt worden war, so ließ sich voraussehen, daß die Neuheit der Beschäftigung einen großartigen Zauber auf ihn äußern und ihn für lange vielleicht auf Lebenszeit fesseln würde. Allerdings gestand er selbst ein, daß er außer der Muttersprache die übrigen Sprachen eben so gut wie ein Schaf oder Giel reden könne und selbst die Brocken des Französisch, welche er während des Feldzuges sich angeeignet hatte, waren bei näherer

Untersuchung bis auf das dreiblättrige Kleeblatt *oui et non* zusammengeschmolzen. Allein diese geringe Kenntniß behelligte ihn nicht sehr. Er wandte sich deshalb an einen Antiquar mit der Bitte, ihm irgend ein übersehbares Buch, gleichviel welches, abzulassen. Dieser gute Mann, von Natur etwas scrupulös, erkundigte sich lang und breit nach dem Grunde dieses unbestimmten Auftrags und rath, wenn sich denn Sauermann einmal auf das Uebersetzen legen wolle, so möge er eine solche Sprache wählen, in der sich etwas machen lasse, d. h. aus dem Kaufmannsdeutsch in gute bürgerliche Prosa übertragen, er möge aus einer Sprache übersetzen, aus der bisher wenig oder gar nicht übersetzt wäre. Z. B. gäbe es Chinesisch, Sanskrit, Paktit, aus dem bisher nur ein Herr von Merkel ein Lustspiel *Siegling* übertragen hätte, — Sprachen welche Herrn Sauermann sämmtlich zur Verfügung ständen. Auch könne es nicht schaden, wenn er sich an eine neue Bibelübersetzung wage, denn da schon Luther zwölf Jahre an der Vollendung des Werkes gearbeitet hätte, so ließe sich annäherungsweise annehmen, daß er fünfzig Jahre daran klaben werde.

Nun hatte Herr Sauermann nicht den mindesten Grund, weshalb er eine Sprache der andern hätte vorziehen sollen, denn was er z. B. in der polnischen Sprache leisten konnte, vermochte er auch in der chaldäischen zu leisten, schien ihm doch das Polnische eben so chaldäisch, wie das Chaldäische polnisch zu sein; allein zu einer Uebersetzung der Lutherschen Bibel konnte er nur bedenklich die Achseln zucken, indem er meinte, solche Arbeit passe nicht recht für den Standpunkt, welchen er einnehme. Auch verspürte er in sich einen Drang nach den Thaten eines *Don Quixote*. Deshalb entschloß er sich endlich zur Uebersetzung dieses Buches, welches wie er wähnte italienisch geschrieben sei. Da ihm aber der Antiquar auseinandersetzte, der Urtext des Werkes sei spanisch geschrieben, so wählte er natürlich den Urtext, einen Entschluß, welchen jener mit der Bemerkung billigte, es würde ihm einige Mühe kosten, in die Schönheiten des Buches einzudringen, würde ihm aber echt spanisch erscheinen.

Die Uebersetzung nun des *Don Quixote* füllte die *Musstunden* Sauermanns aus.

Wie er aber, trotzdem er kein Wort Spanisch verstand, die Uebersetzung bewerkstelligte, wollen wir mit wenigen Worten darlegen. Jedes Wort schlug er im Lexikon oder in der Grammatik nach, und so unermüdetlich war er im Suchen, daß er und sollte eine Stunde darüber verfließen, nicht eher ruhte, bis er wenigstens eine einigermaßen in den Zusammenhang passende Bedeutung aufgefunden hatte. Freilich beschränkte sich in den ersten Tagen die zweistündige angestrenzte Thätigkeit auf die Uebersetzung von nur wenigen Wörtern, allein da er schon nach Verlauf von vier Wochen die Zahl der täglich verarbeiteten Wörter bis auf zehn erhöhte, so ging er stets mit neuem Eifer an die Studien der genussbringenden Musestunden. War es doch auch nicht seine Absicht eine handwerksmäßig angefertigte Uebersetzung zu liefern, weshalb hätte er den Muth verlieren sollen! Die Arbeit schritt ja von Tage zu Tage um ein Beträchtliches vor und schon in der zehnten Woche nach Beginn der Musestunden konnte er das erste Blatt als abgethan umwenden. Gerade die Wahrnehmung, daß er an diesem einen Buche bis zu seinem Tode hinlänglich Beschäftigung finden würde, erfüllte ihn mit großer Freude. Denn er mußte sich gestehen, daß Bücherkaufen eine theure Ausgabe sei.

Freilich wären die Sprachenklaubler, jene hochfahrenden Philologen, welche nichts anerkennen, als was ihrer Feder entfloßen ist, über seine Studien gerathen, sie würden die ganze Arbeit für baaren Unsinn erklärt und ins Feuer geworfen haben. Da aber Herr Sauer mann gerade entgegengesetzter Meinung war und die Sätze, deren Sinn ihm selbst unverständlich blieb, für die tief sinnige Gedanken enthaltenden hielt, so erfreuten sich die Musestunden zu seinem Heile und Frommen des ungestörten Fortganges.

Wir aber wollen die Gelegenheit, während er bereits zehn Minuten lang nach einem einflüßigen Worte das Lexikon in allen möglichen Richtungen durchsucht und voraussichtlich noch ein Viertelstündchen bis zu seiner Auffindung zu suchen haben wird, benutzen und zu einem neuen Capitel weitergehen.

Die Beschreibung der Musestunden wird vervollständigt. Uebrigens um das in diesem Capitel Gemeldete zu erleben, braucht man nicht gerade ein so absonderlicher Mensch wie Herr Sauer mann zu sein.

Guter Mond du gehst so stille
Durch die Abendwolken hin! —

(Aus einem wohlbekannten Volksliede.)

Lassen wir es unentschieden, wie gut oder schlecht heute die Arbeit der Musestunden ausgefallen war! Für den grübelnden Leser bemerken wir nur, daß sich Sauer mann wiederholt durch die Gedanken über die gegen ihn gesponnenen Intriguen, welche sein Gehirn wie glühende Drähte durchkreuzten, hatte stören lassen. Daher schlug er bei dem Erörtern der elften Stunden eilig das Buch zu; denn als gewissenhafter Gewohnheitsmensch pflegte er selbst seine segensreichen Musestunden nicht auch nur um eine Minute über die festgesetzte Zeit auszudehnen. Heute aber fühlte er in sich den besondern Drang, die Stunde von elf bis zwölf, sonst die Stunde der Erholung, im trüben Brüten zu verleben. Er setzte deshalb die verstopfte und röchelnde Pfeife in Brand und warf sich in die Ecke des Sopha. Ein großer Plan mußte in seinem Innern reifen; denn mit starren Blicken sah er auf einen Punkt und beachtete nicht einmal die Vorbereitungen zum Mittagessen, welche doch sonst seine Aufmerksamkeit fesselten. Ab und zu murmelte er durch die Zähne Ausdrücke wie: „die Bande — die Bestien — die Canaillen“ — und schnitt dazu so entsetzliche Gesichtser, daß man glauben konnte, die Wörter seien bittere Pillen, welche er verschlucken müsse. Endlich sprang er auf, eilte mehrmals mit kurzen Schritten durch das Zimmer und rief, die Hände ballend: — „Ich hab's.“ — Unglücklicherweise aber trat in demselben Momente, wo er mit dem rechten Arm um sich schlug, wahrscheinlich um das andere Ich niederzuschmettern, die Gattin mit der Suppenschüssel in die Stube und dem Ausrufe folgte ein Klirren von zerbrechendem Porzellan und ein Aufschrei der Gattin. Da, an der Erde, schwamm die schöne mit Fettagungen übersäete Suppe — ein Anblick, der Herrn Sauer mann fast

zur Wehmuth gestimmt hätte, wäre seine Wuth nicht durch das freche Benehmen des ziemlich zusammengeschrumpften Pudels, welcher gierig über das letzte Mahl herfiel, aufs Höchste erregt worden. Die Bestie ergreifen und kopfüber zum Fenster hinausstürzen war das Werk weniger Sekunden. Zwar tobte die Gattin wie eine Furie und schrie über die Grausamkeit Sauermanns, allein ihr Liebling erhielt dadurch das Leben nicht wieder. Es schien als ob sich an diesem Tage Alles gegen den Hausherrn verschworen habe. Denn nicht nur die Hand hatte er sich in der heißen Suppe stark verbrannt, sondern auch Kleider und Gesicht trugen die Fettspuren des verschütteten Mittagmahles. Bis ein Ersatz für die schöne Suppe herbeigeschafft wurde, hatte er vollauf zu thun, um sich zu reinigen und die beschädigte Hand mit lindender Watte zu umgeben. Sei es nun, daß er sich von der Wahrheit des Sprichworts: „es ist kein Schade so groß, es ist doch ein Vorthheil dabei,“ überzeugen, sei es, daß er die auf der Diele schwimmenden Klöße auffischen wollte — er schaute in den Suppensee und schaute, bis seine Augen starr aus dem Kopfe heraustraten und die Hände über dem Haupte verzweiflungsvoll in einander schlugen. Was hatte er erblickt! — Dort schwamm sie die Nadel, die sein Weib in das Mittagessen gethan, um ihn zu tödten. O wie segnete er den Schlag, den er gegen das andere Ich ausgeführt hatte, denn hätte er den Dämon nicht zu Boden geschmettert, so würde die Nadel in seinen Magen gewandert sein. Die Gattin natürlich behauptete, es sei reiner Zufall, daß gerade an der Stelle, wo die Suppe auf den Boden geflossen sei, eine Nadel gelegen habe. Auch gab sie schauernd ihre Enttäuschung über des Gatten Vermuthung zu erkennen und weinte mehrere Stunden — über des guten Pudels entseztliches Ende.

Sauermann tröstete sich indessen — an dem duftenden Kaffee. Es ist erwiesen, daß kein Getränk so gutmüthig ist als der Mokka, oder in Ermangelung desselben, das Cichorienwasser. Erhitzte Gemüther beruhigt es und den stummen Mund erschließt es zu einem harmlosen Geplauder, welches freilich, wie man diese Wahrnehmung bei allen Kaffeeschwelgern machen kann, zuweilen entsprechend dem edlen Getränk ein wenig Wässerigkeit zu viel

enthält. Die Wirkung desselben äußerte sich denn auch sehr bald; schon nach den ersten Zügen aus der dampfenden Tasse schaute er viel milder in die thränenfeuchten Augen der kummervollen Gattin und segnete, obgleich er sonst stets Widerwillen gegen die Thränen äußerte, jede von der Wange niederträufelnde Perle — denn je mehr seine Frau weinte, desto weniger aß und trank sie. Und da jetzt die Stunde genah war, wo er sein Mittagsschläfchen abzuhalten pflegte, so stand er auf und entäußerte sich des letzten Restes der das gewöhnliche Maß von Verzweiflung übersteigenden Wuth durch Ermordung jedes noch so schuldlosen Insects, welches sich vermessen konnte seinen Schlummer zu stören. Alsdann hieß er Alle hinausgehen, denn während der Mittagsruhe durfte kein lebendes Wesen in seiner Nähe weilen. Seinem Befehle wurde sogleich Folge geleistet und er schloß die Thür, um ungestört seinen Gedanken nachhängen zu können. Sonst pflegte ihn gewöhnlich um diese Zeit sanfter Schlaf zu erfreuen, aber heute wollten sich die Augenlider nicht niedersenken. Wachend ruhte er auf dem Sopha und wenn er ja einmal nickte, so fuhr er um so entsezteter auf. Eine Stimme in seinem Innern mahnte ihn, etwas zu thun. O Herr Sauermann fühlte sich stark, den Rath auszuführen, hätte nur die Stimme nicht so unbestimmt gesprochen. Denn die schwere Frage, was zu thun sei, lag auf ihm wie ein Bleigewicht. Es verging eine Viertelstunde nach der andern, ohne daß er nur das Mindeste, was zur Abwendung des ihm drohenden, freilich noch unnenndbaren Unglücks geeignet gewesen wäre ausgegrübelt hätte, und als die Zeit der Mittagsruhe verflossen war, mahnte noch immer die Stimme ohne zu sagen, welcher Art die That sein müsse. Dieses ungewisse Gefühl, welches noch durch einen Blick auf die etwas schmerzende Hand und durch den Gedanken an den gegen ihn gerichteten Mordversuch seiner Gattin vermehrt wurde, verbitterte ihm heute auch noch die übrigen Musestunden bis zum Abendessen. Er nahm die Zeitung in die Hand, auch wohl ein aus der Kumpelkammer hervorgesuchtes altes Buch, allein die Ruhe fehlte, um hinter einander mehrere Zeilen mit Aufmerksamkeit lesen zu können. Sein einziger Tröster blieb die Pfeife und die Nachtmütze. Denn da die Sammt-

Kappe in den Suppensee gefallen und vollständig in die Brühe eingetaucht war, blieb ihm nichts übrig, als die Schlafmütze über die Ohren zu ziehen und

von ihr die Dienste einer Beruhigungsmütze zu erwarten.

(Schluß folgt.)

Fenilleton.

Beischwingen.

Theater. Man schreibt aus Paris: Sophie Cruvelli ist zurückgekehrt und hat die Erlaubniß erhalten ihr Engagement an der großen Oper wieder anzutreten. Als Ursache der Flucht dieser Künstlerin wird ein Mißverständnis angegeben; dieses Mißverständnis ist aber so außerordentlich unbedeutend, daß wir dasselbe für erfunden betrachten müssen; es kann uns im Grunde genommen auch sehr gleichgültig sein, weshalb Fr. Cruvelli sich so plötzlich von hier entfernte; freuen wir uns, daß dieselbe wieder hier ist und uns durch ihr fernes Aufsitzen jene fatale Geschichte vergessen machen wird. — Roqueplan ist von der Direction der großen Oper zurückgetreten. — Bataille, der vorzüglichste Baritonist an der komischen Oper, welcher seiner Stimme einige Erholung gönnen muß, wurde durch Herrn Faure als Czaar Peter in Meyerbeer's „Nordstern“ ersetzt, und man darf behaupten, daß Letzterer seine sehr schwierige Aufgabe vollkommen löste. — Die Einnahme der Theater, Bälle, Caffee-Concerte und Sehenswürdigkeiten betrug im Monat October 1,032,889 Fr. 22 C.; im Vergleich mit dem Monat September eine Mehreinnahme von 113,305 Fr. 86 C. — In dieser Woche wurde in der Kirche Saint-Noch unter Leitung des Herrn Masson eine Messe von Hummel ganz vorzüglich ausgeführt. — Die Oper „Die blutende Nonne“ von Gounod kam in der vorigen Woche wieder zweimal zur Ausführung. — In der zu London erscheinenden „Evening Paper“ findet sich folgender wörtliche Auszug aus einem Briefe, der das Datum Vera Cruz, 4. October trägt: „Madame Sontag bildet jetzt hier das Tagesgespräch. Ihr Gatte hat nämlich unmittelbar nach dem Tode seiner Frau Mexiko verlassen und ließ ihre sterblichen Reste dort zurück. Der Sarg wurde auf einem ganz gewöhnlichen Frachtfuhrwerk, wie jedes andere Gepäck, hierhergebracht und war sogar im Frachtschein zu einem Werth von 200 Dollars vermerkt. Bei seiner Ankunft stellte man ihn zuerst in die Augustinerkirche, und als dies später aus irgend einem Grunde anständig befunden wurde, brachte man denselben ohne alle religiöse oder sonstige Ceremonien in eine hie Kirche außerhalb der Stadt, von wo irgend ein Schiff die Leiche mit nach Europa nehmen sollte. Bis jetzt hat sich aber noch kein Schiffscapitän dazu bewegen

lassen. Die arme Lady hat es sich gewiß in ihrer Kindheit nicht vorgestellt, daß sie einst eine weltberühmte Sängerin werden würde; eben so wenig konnte es ihr aber auch je träumen, daß ihre sterblichen Ueberreste dereinst eine so unwürdige Behandlung erleiden würden, eine Behandlung, wie sie der ärmste Bauer von der Leiche eines seiner Familienglieder abzuwenden weiß!“ (Nth. Musikzeitung.)

Astronomie. Der in Paris lebende deutsche Maler Goldschmidt, der Entdecker des 21. Planetoiden Lufetia, hat im Widder zwischen Mars und Jupiter am 27. October den zweiunddreißigsten Planeten entdeckt. Am 29. October früh nach zwei Uhr fand Chacornac ebenfalls im Sternbild des Widders einen noch unbekanntem Planetoiden.

Mittel gegen die Seekrankheit. Das für die meisten Passagiere so unangenehme Uebel der Seekrankheit hat bekanntlich seinen hauptsächlichsten Grund in dem Schaukeln des Schiffes. Man glaubt diesen beseitigen zu können, wenn man Kajüten so einrichtet, daß sie, jeder Bewegung des Schiffes nachgeben, also in der Schwebe hängen. Der Erfolg wird lehren, ob dadurch wirklich die Reisenden vor dem Uebel bewahrt bleiben können.

Eine neue Methode Pferde zuzureiten, welche nach vielfachen Prüfungen auf Befehl des Kriegsministeriums bei der französischen Armee eingeführt wird, ist von einer Dame, Madame Isabelle, erfunden worden. Nur mit vielem Widerstreben hat die Militair-Commission sich herbeigelassen, eine solche Erfindung von einer Frau anzunehmen, doch ist die endliche Anerkennung dieser Methode auch gewiß unter solchen Umständen ein Beweis ihrer Trefflichkeit.

Todesfälle. Dr. Johann Wilhelm Gottfried Graf v. Ros, Oberconsistorialrath und Landesbischof der protestantischen Staatskirche starb am 28. October auf seinem Gute Loo bei Wesel, wo er lebte, seit er von seinem Amte zurückzutreten. Er war 82 Jahre alt. — Der Begründer und ehemalige Director der polytechnischen Anstalt in Wien, Joh. Jos. Ritter v. Brechtel, starb 76 Jahr alt in Wien, nachdem er sein größtes Werk: „die technologische Encyclopädie“ vollendet hatte. — Ende October verschied in den Bädern zu Pisa der als Archäolog und Numismatiker geschätzte Dr. Eduard Melly. —

Vermischtes.

König Ludwig Philipp als Operntextdichter. Als Halevy seine Oper „der Sturm“ in London aufführen lassen wollte, besuchte er auch, wie Dr. Veron in seinem Memoiren erzählt, den verbannten König Ludwig Philipp und das Gespräch kam auf die Oper. „Sie haben keinen guten Text gewählt,“ sagte der König; „ich an Ihrer Stelle hätte einen Heinrich VIII geschrieben.“ Und er improvisirte vor dem Componisten eine vollständige Skizze eines Operntextes „Heinrich VIII,“ wobei er häufig Verse aus dem Shakespeareschen Stücke ausführte. „Da Scribe nach London kommt, sprechen Sie mit ihm davon.“ Scribe kam und ging mit Halevy zu dem Könige, der den Dichter nun ernstlich aufforderte, seinerseits eine Operntextskizze nach diesem Stoffe zu entwerfen und sie ihm mitzutheilen. Scribe that es und las dem Könige seine Arbeit vor, der gegen Vieles Einwendungen machte, während Scribe sich vertheidigte. „Sire,“ sagte Scribe, der Meister in solchen Dingen, „Sie haben noch keine Bühnenkenntniß; wenn Sie für das Theater gearbeitet hätten, würden Sie wissen, daß, besonders in einer Oper, lange Characterentwicklungen stets gefährlich sind; man braucht Situationen und zwar leicht verständliche Situationen welche zugleich den Componisten antregen.“ Der König gab mit Widerstreben nach, erklärte sich aber im Ganzen mit der Arbeit Scribe's zufrieden, dann sagte er: „Herr Halevy, componiren Sie diese Oper für England, denn in Frankreich werde ich sie nicht hören können“ — Halevy sprach davon, einige alte englische Melodien anzubringen und der König entgegnete sofort: „Ich werde Ihnen ein recht altes, aber sehr schönes englisches Lied vorsingen; das können Sie benutzen. Schreiben Sie die Melodie auf.“ Er sang wirklich und Halevy schrieb die Noten nieder. . . . Endlich entfernten sich die beiden Besucher und versprachen, sich ferner Rath bei ihm zu erholen. . . . Es währte aber keinen Monate so starb Ludwig Philipp.

(Allg. Modenzeitung.)

Elementarschulen in Constantinopel. Der Elementar-Unterricht in der Türkei ist dort nicht nur frei, sondern sogar durch das Gesetz anbefohlen. In Constantinopel sind 896 Freischulen, die von 22,700 Kindern beiderlei Geschlechts besucht werden. Der Sultan führt die Oberaufsicht über die sämtlichen Schulen und besucht sie zu Zeiten

in eigener Person, namentlich wenn die öffentlichen Prüfungen derselben stattfinden. — Die öffentlichen Bibliotheken in Constantinopel enthalten 80,000 Bände, und haben gleichfalls den Zweck, das Volk zu unterrichten und die allgemeine Bildung zu fördern.

(Illustrirte Zeitung.)

Ein Krieg zwischen Bienen. Ein Besitzer vieler Bienenstöcke zu Concannt im Staate Ohio, Namens Dibble, beobachtete am 14. August die auffallende Erscheinung einer großen Bienenschlacht. Er sah siebenzig Bienenschwärme ziemlich gleichmäßig auf der östlichen und westlichen Seite seines Hauses vertheilt. Zur angegebenen Zeit drangen große Bienenmassen in dasselbe, so daß alle Bewohner sich flüchten mußten. Herr Dibble begab sich auf einen gesicherten Beobachtungsstandpunkt und glaubte zu bemerken, daß die sämtlichen siebenzig Schwärme, in zwei Parteien gesondert, zu beiden Seiten des Hauses im Freien waren, beinahe einen Acker Landes bedeckend. Bald entspann sich ein Kampf zwischen beiden Bienenmassen, drei volle Stunden anhaltend. Kein lebendes Wesen konnte sich zu dieser Zeit ungeschädigt dem Plage nahen, und eine zahlreiche Brut Hühner wurde dermaßen gestochen, daß fast alle starben. Etwas nach sechs Uhr stellte sich die Ruhe und Ordnung wieder her, und was von den Bienen den Streit überlebte, kehrte in seine Stöcke zurück. Der Boden war buchstäblich mit Getödteten bedeckt. Zwei junge Schwärme wurden gänzlich vernichtet und alle anderen sehr geschwächt. Die Erschöpfung, nicht der Sieg einer Partei, schien die Schlacht beendet zu haben.

(Jahreszeiten.)

Briefkasten.

Herrn v. M. in D. Für Ihren geschätzten Beitrag sind wir Ihnen sehr dankbar und werden denselben mit dem größten Vergnügen benutzen, falls Sie uns gestatten, betreffs der dort berührten persönlichen Verhältnisse einige Aenderungen zu treffen, oder wollen Sie diese selbst vornehmen! Wir glauben nicht, daß dergleichen wenn auch immerhin aus den besten Motiven entsprungene Aenderungen der betreffenden Person angenehm sein werden. Jedenfalls bitten wir um eine recht baldige freundliche Zuschrift. — Herrn H. P. Wernigerode. Sie erhalten in den nächsten Tagen Zusendung und Zuschrift von uns. — Herrn G. M. in Berlin. Wir sehen Ihren ferneren Beiträgen mit Vergnügen entgegen, besonders auch Correspondenzen über Theater, Musik etc.

Verantwortlicher Redacteur: Bruno Hünze. — Mitredacteur: Ferdinand Gleich.

Herausgabe und Druck von den Rückmann'schen Erben.

In Commission von Bruno Hünze in Leipzig.